

Mahnmal Kreuzstadl,
Gedenken am 25.03.2007

Robert Menasse

Ich bin gebeten worden, eine Rede über das Schweigen zu halten.

Über das Schweigen

Es ist leichter, über das Gerede zu schweigen (das hat sofort etwas Philosophisches!), als über das Schweigen zu reden. Das liegt daran, dass das Schweigen wohl die radikalste Form des Uneindeutigen darstellt, die sich denken läßt. Dass es tatsächlich philosophisch sei, kann nur der unterstellen, der Schwierigkeiten damit hat, laut zu denken. Das Schweigen ist nicht das Gegenteil des Gesagten, aber auch und erst recht nicht die stille Übereinkunft damit. Es macht einen Unterschied, ob etwas verschwiegen oder beschwiegen wird, und es kann unerhört und doch vernehmlich sein, wenn beredt geschwiegen wird. Und das allergrößte Rätsel ist, warum Ver- oder Beschwiegenes allgemein bekannt werden kann, ohne dass das Schweigen gebrochen wurde. Warum zum Beispiel haben wir so klare Vorstellungen von den Verbrechen der Nationalsozialisten, obwohl doch immer wieder gesagt wurde, dass über diese Zeit so beharrlich geschwiegen wurde? Und umgekehrt: warum ändern die seit zumindest zwei Jahrzehnten regelmäßig so heftig ausbrechenden Diskussionen über die NS-Zeit, über Verstrickungen und ihr Fortwirken nichts an unserem Eindruck, vor einer Mauer des Schweigens zu stehen? Die Opfer konnten nicht reden, die Täter wollten nicht reden. Wieso haben wir dennoch alles gewußt? Wieso wissen wir, wenn auch nicht im Detail, aber doch im Grundsätzlichen so gut Bescheid? Noch nie in der Geschichte hat sich durch hartnäckiges Schweigen so viel historisches Wissen akkumuliert, wie im letzten halben Jahrhundert. Warum? Weil niemand, der geschwiegen hat, so tun konnte, als ob nichts gewesen wäre. Ich kann mich jedenfalls nicht erinnern, vor der Mauer des Schweigens jemals nichts gewußt zu haben.

Wenn ich, als Kind, als Jugendlicher, meine Großeltern väterlicherseits besuchte, wußte ich schon längst alles, nichts Genaues, aber doch das Grundsätzliche, genügend, aber nie genug, genügend jedenfalls, um fragen zu wollen, und ich fragte sie, wie es war, wie sie die Nazi-Zeit überlebt haben, Juden in Wien, und mein

Großvater sah mich nur kurz an und er schob seinen Stuhl ruckartig zurück, stellte ihn schräg, so daß er nicht mehr mich, der ich ihm gegenüber saß, vor Augen hatte, sondern die Großmutter, und er schlug seine Beine übereinander, tupfte sich mit der Serviette den Mund ab - kurz erwartete ich immer wieder, daß er sich die Augen trocken würde - und er sagte zu meiner Großmutter: "Übrigens, Dolly, weiß Du, wen ich gestern im Café Monopol getroffen habe - ?"

Er starb und ich habe erst danach erfahren, dass er 1938 ein sogenannter „straßenwaschender Jude“ war, und doch habe ich nie erfahren, was er erleben mußte. Aber ich hatte begriffen, warum ich es nicht wissen konnte. Und ich kann es mir vorstellen. Einigermaßen. Denn ich habe es gewußt. Grundsätzlich.

Und meine Großmutter mütterlicherseits heiratete in zweiter Ehe einen ehemaligen Nazi. Ihr erster Mann, mein Großvater, war als politisch Unzuverlässiger ins Feuer geschickt worden. Und plötzlich dieser Nazi. Wie hatte sie das tun können? Sie hatte ihn in Wien kennengelernt, aber er kam aus der selben Gegend im Waldviertel wie sie, sie kannten die selben Menschen, interessierten sich für den selben Tratsch, waren süchtig nach Tanzen, sie ließen kein "Feuerwehrfest" aus. Es war ein betulich-befreites Tanzen auf einem erloschenen Vulkan. War oder ist er erloschen? Heute würde man sagen, sie lebten eine *regionale Identität*. Das war irgendwie klar, auch wenn ich an diesen Mann keine Fragen hatte. Nie hätte ich Opa zu ihm sagen können. Es genügte, ihn zu *sehen*. Zu sehen, wie er aß, zum Beispiel. Er liebte es, fett zu essen. Wie schmierig sein Ausdruck von Glück war, wenn das Fett ihm bei den Mundwinkeln herunterrann. Das ist überhaupt einer meiner bleibenden Kindheitserinnerungen: dieses fettverschmierte Glück in den Gesichtern der Menschen, wenn sie aßen. Mehr hatte dieser Großmuttermann schon seinerzeit nicht vom Leben wollen, als ihm eine Wohnung versprochen worden war und das Ende der Arbeitslosigkeit. Er war kein Mann vieler Worte. Aber dieses fette Grinsen war nicht nur Wollust wegen des endlich erreichten Überflusses, es war auch eine beharrliche Demonstration, die alles, was er erzählen hätte können, ersetzte. Es sagte: Auch wir sind Opfer gewesen! Wir haben lange gehungert! Aber jetzt ist Schluß mit diesen finsternen Zeiten! Und diese finsternen Zeiten sind *allesamt* Zeiten der vielen großen Worte gewesen, die Zwischenkriegszeit, die letzten Kriegsjahre, die Nachkriegszeit. Jetzt aber wurde gefressen, jetzt konnte er schweigend den Mund zu voll nehmen.

Wie ich seine Weinerlichkeit verachtet habe, wie groß meine Schadenfreude war,

als der Krebs ihn auffraß. Wie hat er sich schuldig gemacht, was hat er getan? Ich wußte es nicht und weiß es nicht, es hat mich nicht interessiert, weil ich ohnehin alles gewußt habe. Er starb und wollte mir bei meinem letzten Besuch im Krankenhaus noch etwas sagen. Ich wollte es nicht hören. Ich wollte, daß er starb, und er sollte definitiv schweigen. Ich habe mich abgewendet, bin hinausgegangen aus dem Krankensaal, und bald darauf kam meine Mutter heraus auf den Gang und sagte, Onkel Franz ist gestorben. Menschen in weiß liefen auf und ab. Weiß. Plötzlich war alles wie weiß getüncht. Das war´s. Die Projektionsfläche war wieder unschuldig, nur kurze Zeit blieben Schatten auf der eigenen Netzhaut.

Das Schweigen war aber nicht nur beredt, es wurde auch beredet. Die ehemaligen Täter, die tatkräftigen Mitläufer und deren Nachkommen lernten, was sie zu sagen hatten und haben. Und die Opfer, die überlebt haben, nicken still die vielen Worte ab, die von den politischen und gesellschaftlichen Repräsentanten an Sonntagen, also außerhalb der Geschäftszeiten, gemacht wurden und werden, mit denen versichert wird, dass sich das Geschehene nie wiederholen dürfe.

Kann die Geschichte sich wiederholen? Darüber werden viele Worte gemacht, aber kein vernünftiger Satz. Nach 1945 wurde rasch darüber Einigkeit hergestellt, dass das, was geschehen ist, einzigartig in der Geschichte sei, ein rätselhaft singuläres Phänomen. Zugleich war man sich darüber einig, dass alles getan werden müsse, damit es sich nicht wiederholt. Ja, was ist es nun? Singulär? Oder eine mögliche Konstante? Denn was sich wiederholt oder auch nur wiederholen kann, ist doch eindeutig nichts Singuläres. Warum nicken wir zu beidem, was sich doch ausschließt? Da sind sie wieder, die vielen Worte, die zornig oder ängstlich oder pathetisch oder selbstgewiss rechts und links am Schweigen entlangdefilieren, jenes Reden, durch das wir so vieles lernen, das nicht gesagt wird. Durch das wir wissen können, was wir nie hören. In der Geschichte wiederholt sich nichts, es hat nur manchmal den Anschein. Der Unterschied ist leicht erklärt: Was geschieht, mag Ähnlichkeiten haben mit Geschehenen, aber es ist entweder banaler oder noch mörderischer als jenes. Und es ist, so oder so, immer am Stand der Zeit und ihrer Möglichkeiten, und eben dies macht den qualitativen Unterschied aus: die Zeit und ihre Möglichkeiten.

Im Jahr 1938, als mein Vater acht Jahre alt war, wurde er von seinen Eltern in einen Zug gesetzt, der ihn nach England brachte. Es war der letzte Kindertransport, der aus dem annektierten Österreich heraus und in die Freiheit kam. Das rettete meinem

Vater das Leben. Er aber konnte das damals natürlich nicht verstehen. Im Jahr 1962, als ich acht Jahre alt war, wurde ich von meinen Eltern in einen Zug gesetzt. Sie hatten sich scheiden lassen, wußten nicht, wohin mit mir, beide mußten arbeiten, konnten mich nicht betreuen, wollten mir aber eine gute Erziehung und Ausbildung angedeihen lassen. Sie schickten mich nach Bad Ischl, in ein Internat für Volksschüler. Ich war genau in dem Alter, in dem mein Vater selbst von seinen Eltern in einen Zug gesetzt wurde. Viel viel später erst konnte mein Vater davon erzählen, wie das für ihn war: als er von einem Tag auf den anderen weg musste von seinen Eltern und dass er viele Jahre gebraucht hat, um zu akzeptieren, dass seine Eltern ihn nicht sozusagen abgeschoben, sondern gerettet haben. Der Mensch, der diese Erfahrung gemacht hatte, setzte dann mich in demselben Alter in einen Zug und schickte mich an einen fremden Ort, zu fremden Menschen – nicht einmal wegen Hitler sondern nur wegen einer Scheidung. Was war das? Eine Wiederholung? Nein. Seine Entscheidung, mich in diesen Zug zu setzen, war unschuldig, er hat das nicht zusammendenken können mit der Entscheidung seiner Eltern, ihn in einen Zug zu setzen. Aber ich habe es so wenig verstanden, wie er seinerzeit als Kind.

Es ist nicht viel gesprochen worden damals. Mein Vater, der Mann, der jederzeit aufstehen und biographiegesättigt sagen kann, dass sich die Nazi-Zeit nicht wiederholen dürfe, wurde vom Opfer zum Wiederholungstäter, der mit einigem Recht sagen kann, dass „mein Kindertransport“ keine Wiederholung war: die Zeiten nämlich waren andere, die Gründe waren andere, die Absichten waren andere. Und manchmal schäme ich mich dafür, dass ich damals so sehr gelitten habe, wie er seinerzeit in einer so ähnlichen, aber doch objektiv ganz anderen Situation gelitten hatte.

Wir haben nie darüber gesprochen, nein, das ist nicht wahr. Ich habe nur den Eindruck, dass wir nie darüber gesprochen haben, weil er, wenn wir darüber gesprochen haben, kaum etwas sagen konnte und ich lernte, dass es keinen Sinn hat, darüber zu reden. Er hat, wenn wir allgemein politisch diskutierten, in Jörg Haider einen Wiedergänger, einen Wiederholungstäter gesehen, aber er hat, wenn wir darüber gesprochen haben, was ihm mit acht Jahren widerfahren war, und was er mir, als ich acht war, angetan hat, nur die Unterschiede gesehen, all das, was man nicht vergleichen könne.

Er hat recht, ich habe recht, Schweigen!

So ist das mit Schweigen, Wissen, Wiederholungen und Singularitäten in der

Geschichte. Bis heute sind wir, wir alle, was das betrifft, „schweigend ins Gespräch vertieft.“

Die Welt ist nicht bloß die, die sie ist. Die Welt ist vor allem eine Gewordene. Man versteht nichts, wenn man das, was ist, nicht als Gewordenes und Werdendes versteht. Wenn man als Kind oder Jugendlicher in eine Welt hineinwächst, dann ist es eben nicht die eigene Welt, sondern eine, die in ihrer konkreten Gestalt von einer oder zwei Generationen vorher produziert wurde. Man macht zunächst Erfahrungen in einer Welt, in der andere schon längst Konsequenzen aus Erfahrungen gezogen haben. Im Grunde sind die ersten Erfahrungen, die man macht, immer Erfahrungen mit den Konsequenzen der Erfahrungen anderer. Darum erscheinen einem die Erfahrungen, die man macht, immer so unschuldig, weil die Konsequenzen, die bereits gezogen wurden, nicht die eigenen sind. Und nur darum scheint die Geschichte sich immer wieder zu wiederholen, wenn man dann selbst Konsequenzen ziehen muss. Denn wir wiederholen tatsächlich, weil wir gar nicht anders können: wir wiederholen die Tatsache, dass wir aus Erfahrungen Konsequenzen ziehen müssen. Nur dies, sonst wiederholen wir nichts, aber dies allein ist verwirrend genug. Wir sind aufgewachsen in einer Welt, die geprägt war von den Konsequenzen, die aus den beiden Weltkriegen gezogen wurden. Aber die Welt schaut heute so aus, wie sie ausschaut, und sie wird, wie sie wird, weil diese Konsequenzen den unschuldigen Generationen nichts mehr gelten – bis sie selbst gezwungen sein werden zu sehen, was sie angerichtet haben. Es ist falsch zu sagen, dass Menschen nichts aus der Geschichte lernen. Es ist nur so, dass sie lediglich aus der Geschichte lernen, die sie selbst produziert haben, und aus den Konsequenzen, die sie selbst gezogen haben.

Als eine Generation nach 45 geschockt vor Trümmern stand und ihre Konsequenzen zog, begann nach diesem mörderischen Krieg die längste und stabilste Friedenszeit in Europa. Als diejenigen, die diese Konsequenzen gezogen hatten, nach und nach abtraten, kam eine Generation zum Zug, die diese Erfahrungen nicht hatte. Sie kannte nur den Frieden und den scheinbaren Automatismus des wachsenden Wohlstands. Ihre Konsequenzen sind daher logischerweise andere. Sie kennt nur eine Welt, in der Kriege sehr fern, die Möglichkeiten sich zu bereichern sehr nahe sind. Sie kennt eine Welt, in der man für Opfer spendet, aber nicht für sie verantwortlich ist. Sie kennt eine Welt, in der sie gelernt haben, dass es genügt, den Sonntagsreden zuzustimmen, um sich während der Woche keine Gedanken darüber

machen zu müssen, ob das eigene Handeln nicht zu Konsequenzen führt, die den Sonntagsreden widersprechen. Sie kennt eine Welt, in der es keine Lager, keine Zwangsarbeit, keine Massengräber mehr geben darf, und sie glaubt, dass es keine Bestialität mehr geben wird, wenn es *diese* Bestialität nicht mehr geben darf. Die wichtigste Konsequenz, die aus den Erfahrungen mit Nationalsozialismus und Krieg gezogen wurde, war die Einsicht, dass nur sozialer Friede und soziale Sicherheit sicheren Frieden in Europa garantieren können. Politisch bedeutete dies, den Sozialstaat aufzubauen und schrittweise immer größere Verteilungsgerechtigkeit herzustellen. Der Aufbau eines sozialen Systems war für die Generation, die Europa, vor allem Deutschland und Österreich, nach 1945 wieder aufbaute, auf Grund ihrer Erfahrungen das absolute Primat, wichtiger noch als der Aufbau des demokratischen Systems. Diese Generation hatte ja Erfahrungen mit Demokratie, leider keine guten, mit der Weimarer Republik in Deutschland und der Ersten Republik in Österreich. Deshalb wurde in Demokratie eher halbherzig, in den Sozialstaat aber konsequent investiert. Das Ergebnis ist bekannt: wachsender Wohlstand und stabiler Friede seit mittlerweile mehr als einem halben Jahrhundert. Die Generation aber, die heute entscheidet, hat andere Erfahrungen: der Sozialstaat ist teuer und steht vor allem der Möglichkeit im Weg, Reichtum verstärkt individuell abzuschöpfen. Was dies in Hinblick auf sozialen Frieden und gesellschaftlichen Ausgleich bedeutet, weiß sie nicht und fürchtet sie nicht. Sie baut das soziale System daher zurück, und sie kann das umso leichter tun, als das unzureichend entwickelte demokratische System kaum Widerstand entgegensetzen kann. Die historischen Versäumnisse bedingen die Fehler der Zeitgenossen, die Fehler der Zeitgenossen zerstören die historischen Errungenschaften. Man muß nicht sehr phantasiebegabt sein, um sich vorstellen zu können, wohin das führt.

Es sich vorstellen zu können, wenn man will, ist das eine. Darüber zu reden, das andere. Das ist die Mauer des Schweigens, vor der wir heute stehen. Wir trauern über historischen Massengräbern und schaufeln ein neues Grab.

Wir wählen heute in Europa nationale Parlamente, die über 80 Prozent der Gesetze, die sie beschließen, nicht frei beschließen können, weil sie gezwungen sind, Verordnungen und Richtlinien der EU umzusetzen. Diese Verordnungen und Richtlinien werden von EU-Rat und Kommission vorgegeben - die wir nicht gewählt haben. Zum Trost dürfen wir ein EU-Parlament wählen - das aber, einzigartig in der Geschichte des Parlamentarismus, keine gesetzgebende Kraft hat. Es ist heute

selbstverständlich geworden, dass Konzerne und machtvolle Minderheiten durch Lobbyismus das Sozialsystem zertrümmern können, während es aussichtslos erscheint, durch freie Wahlen im Sinn der Mehrheit zu entscheiden, es zu sichern und auszubauen.

Schweigen. Dabei ist es nicht so, dass nichts gesagt, nichts diskutiert wird. Aber die entscheidenden Fragen werden nicht gestellt, die grundlegenden Informationen nicht gegeben. Das ist der Grund, warum wir das Schweigen nicht hören: da ist so viel Gerede. Das macht die Zeiten so vergleichbar, die doch so wenig Ähnlichkeiten haben: Wir sind nicht aufgeklärter, wir müssen die Aufklärung wie jede Generation erst wieder neu produzieren – vor den Trümmern, die wir unschuldig herstellen. Es wird schwieriger, denn wir sind nicht nur nicht aufgeklärter, sondern glauben, abgeklärt zu sein. Das wird den Schock vergrößern.

Das Schweigen. Geredet wird viel, und es wird so leicht gedruckt wie gelogen. Worüber nicht diskutiert wird: Was es bedeutet und wohin es führt, wenn die Errungenschaften der jüngeren Geschichte (Sozialsystem) abgebaut, aber ihre Defizite (Demokratie) nicht behoben werden. Warum so selbstverständlich genickt wird, wenn es heißt, dass wir uns soziale Errungenschaften heute nicht mehr leisten können, obwohl jeder weiß, dass wir sie uns auf einem deutlich niedrigeren Stand des gesellschaftlichen Reichtums leisten konnten. Warum heute ein Schritt nach vor (nachnationale Entwicklung in Europa) nur möglich sein soll, wenn wir sofort zwei Schritte zurück gehen (demokratiepolitische Entwicklung). Warum wir vor historischen Gedenkstätten höflich betreten schweigen, aber dort, wo wir Zeitgenossen sind, keine Angst davor haben, eine künftige Gedenkstätte zu produzieren.

Wer heute dazu schweigt, wird morgen schweigen müssen.